

Brunhilde.

Roman von Hans Jornske.

(10. Fortsetzung und Schluss.)

„Habe schon davon gehört; wunderbare Sache, von der kein Mensch was Bescheid weiß... aber am Ende Sie nicht, so lange Holm-Hofenau noch einen Kreuzer hat. Haben mich lieber schon mal abfallen lassen, sehen aber doch heute, daß nicht Nebeninteressen, nur wahre Liebe zu Ihnen mich beherzigen. Auf Ihre, hier ist meine Hand — Comtesse, göttliche Brunhilde, eine einzige Silbe und ich bin der glücklichste aller Sterblichen. Sie kehren zurück in Ihre Atmosphäre, sollen alle Damen ausstehen bei Hofe, auf Ehre! Sie kennen meine Vermögensverhältnisse; je der Wunsch wird mit Befehl sein — ich liebe Sie ja so lange schon und so treu!“

Er stotterte recht bedeutend und sah dabei unglücklich hilflos und verlegen aus — und dennoch dachte Brunhilde nicht einen Augenblick daran, zu lächeln, wie sie wohl früher gethan.

Noch eine, vielleicht die letzte Gelegenheit, zurückzutreten in jenes Leben voll glückseligen Glanzes, die Stellung wieder zu erobern, welche sie einst mit so viel Glück ausgefüllt. Nur einen Moment schaute sie.

„Sie haben mir wohlgethan, Graf. Sie sind ein treuerer Freund als mancher Andere, den ich minder gekannt. Ich werde Ihnen stets als Freundin zugethan bleiben. Mehr beanpruchen Sie nicht — mein Herz ist nicht frei.“

„Beste, theuerste Comtesse!“

„Sie thun mir wohl, lieber Hofenau... ich vermag nichts gegen mein Gefühl!“

„Und nach dem meinigen fragen Sie nicht!“ feuchte der Graf lächelnd. „Ich verzeihe — Witter!“

„Mein — nicht er, keiner, den Sie zu Ihrer Gesellschaft zählen, sondern ein einfacher, fester, echter Mann, dem ich die Erkenntniß des wahren Lebens und wahren Glückes verdanke, ein Mann, der Ursache hat, mich zu verachten und zu hassen, und der dennoch die Keime des Guten, die in mir lagen, zum Wachsthum brachte... und endlich ein Mann, den ich jedenfalls nie wiedersehen werde. Sie haben keine Ursache zu Reue und Eifersucht, lieber Graf.“

„Mein Gott — ich hatte so viel Hoffnung, Sie lassen mir gar keine, Grün? Bin ja nicht so arrogant, Ihr Herz für Sie zu sorgen und einzutreten das Recht haben, auf meine Ehre!“

„Ich würde Unrecht thun, wenn ich Ihnen noch eine Hoffnung liehe!“

Der Graf schloß Brunhilde die Hand. Sein schmales, hageres Gesicht schien wie mit grauer Farbe überzogen.

„Einmal ein Pechvogel... gestalten Sie gültig, daß ich morgen erst mich formell verabschiede.“

„Sie sind mir jederzeit willkommen, mein lieber, einzig treuer Freund aus der alten Zeit.“, antwortete Brunhilde mit herzlicher Wärme und einem festen Händedruck.

Er murmelte etwas Unbestimmtes, schüttelte den Kopf, so weit es der ungeheuer hohe, steife Kragen gestattete, küßte ihr mehrmals die Hand und schritt schließlich davon, die langen Füße in den unförmlichen Seidenschuhen einwärtsziehend und trübselig mit den tothbedingten Händen gestikulirend.

Er dauerte Brunhilde. Er war nichts weniger als ein begabter Kopf. Sein Bild ging nicht im Geringsten über den beschränkten Horizont eines herzlich unbedeutenden Officiers und Lebnemanns hinaus, so manche Wackerlichkeit hatte ihm an — und doch war er im Grunde ein besserer, als Witter, ein wahrer Edelmann, und sie hatte auf ein ehrenvolles, braves, ihr treu ergebenes Herz verzichtet und zugleich auf eine sorgenfreie, ja glänzende Zukunft.

Ein tiefes Athemholen, fast wie ein unterdrückter Aufschrei, ließ sie aus der Laube treten und rückwärts schauen. Überhalb des Raumes stand, die W' ne auf diesen führenden, Wolf Kuras.

Der Ausdruck ihres Gesichtes sagte ihr, daß er unsterblicher Zeuge ihres Gespräches mit Hofenau gewesen; sein mächtiges Auge umringte ihre ganze Gestalt mit einem strahlenden Widerschein, der ihr alles Blut zum Herzen trieb.

Es gedre in ihren Händen, sie ihm entgegenzutreten — und eben so schnell zog sie sich erbleichend zurück. Vor ihr griffes Auge trat die Stunde, in welcher sie diesen Mann zum letzten Male gesehen hatte. Damals hob sich diese ihre Hand zum Schläge gegen ihn, hatte sie ihn beschimpft in unerbittlicher Schärfe — ihr allein sein Recht vertrat gegen die Tochter des Verlegers.

Ein heiserer Ton quoll aus ihrer Brust empor, während sie halb bewußtlos in die Kniee sank.

„Erbarmen — Verzeihung!“

„Brunhilde!“

Mit einem Sahe sprang er über den Raum; wie eine Feder hob er die schlanke Mädchengestalt empor, jubelnd blühte er in ihr Antlitz, das sich unter seiner flammenden Augenbraue jäh mit purpurner Röthe färbte.

„Ist der Kampf zwischen Gah und Liebe endlich ausgekämpft? Willst auch Du verzichten, daß ich trotziger, eigensinniger Thor dich beschäde, nur weil ich dich dem ersten Augenblick an siehste, daß ich mich über alles würde lieben müssen, wenn ich dich nicht hätte? ... Du hast dich tapfer gekämpft, Du holde, wonnige Wälfür, und bist nun doch unterlegen... willst Du nicht auch gern annehmen zu Deinem Herrn und Here, li!“

„Er lachte und lachend und weinend hing sie an seinem Halbe.“

„Mein Siegfried — sie beugte ihre Antlitz gegen das seine und sah ihm nun tief und ernst in die Augen... durch Dich erwachte ich erst zum wahren Le-

ben, dir gegort es dir zum letzten Aufbruch. Laß mich dein Weib, die Vertraute und Gefährtin Deiner Freuden und Arbeiten sein, und ich bin glücklicher und stolzer als eine Fürstin.“

Das Muttermal.

Volksroman von Faver Jodel.

1. Capitel.

Es ist eine wilde, regnerische und sternlose Märznacht im Jahre 1855, Rosenkranz ist die Nacht, der Sturm peitscht die Wogen der Nordsee an den Strand — der Sturm braust über die kaunlose Straße, die sich zu den Fischerhütten erstreckt, welche sich vereinzelt am Strande zeigen.

In dieser vom Wesseln und Heulen des Sturmwindes durchstochenen Nacht braust ein geschlossener, von dampfenden Pferden im Galopp gezogener Wagen dahin. Laternen befinden sich daran, aber kein Licht brennt darin. Der Kutscher, von dessen Nachstumantel der Regen in kleinen Wägen herabströmt, sitzt stumm und bewegungslos auf dem Bode.

Die mit tiefem Rothe und Schlamme bedeckte Straße zieht sich nahe des Meeres dahin und das Geräusch des aufgeregten Elementes, welches gegen die Grumfelsen der großen Teufelsfelsen mit seiner wilden Kraft arbeitet, tobt um die Reiternden mit seinem mächtigen Donner. Blüßlich aber ertönt ein schriller, lauter Schrei im Innern des Wagens — ein Schrei, welcher das Los der bewegten See durchdringt — der Jammerstöhne einer weidlichen Stimme!

Von Innen wurde die Thüre des Wagens heftig angestößen.

„Höre zum nächsten Hause, peitsche die Pferde, es liegt nichts daran, wenn sie auch in der nächsten Stunde zu Grunde gehen!“ rief die von Furcht und Raserei bewegte Stimme eines Mannes.

Hoch auf bäumten sich die edlen, eremalten Thiere unter den Schlägen der Peitsche, daß die Räder durch den Schlamme dahinschlagen. Ein heller Schimmer wurde in der Entfernung einer Viertelstunde sichtbar. Als man sich demselben näherte, konnte man erkennen, daß er von einem niedrigen, armen Hause kam, das unter einem hellen Schein nahe der Straße stand, seine Vorderseite der See zugewendet. Vor dem Hause angelangt, sprang der Kutscher vom Bode.

„Hier sind wir, Herr Baron!“

Aus dem Wagen sprang ein Mann in langem Mantel, den Hut tief in die Stirne gedrückt. Er schlug mit beiden Händen an die Thüre des Hauses.

„Deffnet!“ schrie er. „Deffnet, Ihr da drinnen!“

Als Antwort wurde ein rothiger Riegel zurückgezogen, und ein unangenehm häßlich aussehendes Cab-Weib, in einem Kleide von Kattun und mit einem roten Halstuch und etwas nach Wachsolderbranntwein riechend, erschien auf der Schwelle, mit einer Kerze in der Hand.

„Um des Herrn Willen, meint Ihr, mir das Haus über dem Kopfe zusammen zu schlagen?“ sagte sie. „Wer best Ihr und was wollt Ihr?“

Das Kerzenlicht fiel auf den Mann und zeigte ihr, unter der tropfenden Huttreppe, das Gesicht eines Blondins von reiner Form, schön, vornehm und nicht ohne Witz.

„Es ist eine Lady hier außen“, antwortete er, „festlich von Krankheit ergriffen — zu krank, um weiter zu gehen! Seht Ihr dies da, Cerberus? Nehmt es, um Gotteswillen, und laßt mich sie hineinbringen!“

Er brüllte einige Goldstücke in die Hand des Weibes und dieses schloß ihre Finger gierig über diesen allmächtigen Argument.

„Das ist seltsam, Herr“, knurrte sie, „und ich bin eine einsame Frau, denn Christoph und die Jungen sind auf der See und zwischen mir und den Nachbarn ist es gerade der Fall, wie zwischen Hund und Katzen. Aber Sie sollen Ihren Willen haben, wenn es sein muß! Sie werden aber eine armenliche Unterwelt finden für eine vornehme Dame.“

Er hielt nicht an, um ein Wort weiter zu hören, sondern eilte zurück an den Wagen, hob aus diesem eine in Schorls getriebene Gestalt und trug sie in das Haus.

„Kommen Sie hier herein, Herr“, sagte Frau Christoph, indem sie den fremden Mann in ein kleines, tauchgeschmücktes Zimmer führte, in dessen Ecke ein Bett stand.

Der Mann näherte sich diesem und legte seine Hand darauf.

„Setzt das Licht“, sagte das Weib, „und ich will ihr die Kleider abnehmen.“

Er nahm die Kerze mit heftig zitternder Hand. Als er dies that, öffnete sich die Falten seines langen Mantels und sie sah zwischen denselben eine militärische Uniform, — helle Knöpfe schimmerten auf dunkelblauem Grunde.

„Wenn es Euch recht ist“, sagte sie, „möchte ich wohl um Euren Namen bitten, da ich wohl sehe, daß Ihr wahr-scheinlich die Nacht über hier bleiben werdet.“

„Mein Name ist“, antwortete er kurz — „Hauptmann Roland.“

„Ein Name, den ich niemals gehört habe“, murmelte das Weib. „Ich werde aber diesen Namen im Kopfe behalten.“ Während sie dieses sprach, enthielt sie die auf dem Bette liegende Gestalt von den umgebenden Schorls und Decken, und ein reizendes, junges Mädchen kam zum Vorschein.

Ein junges Mädchen in feiner reiner Kleidung, eine dunkle bezugbernde

Schönheit, wie sie die Dichter des Orient gepriesen. Ihr Antlitz schimmerte wie Marmor aus den wirren Massen ihres schwarzen Haars. Ihre mandelförmigen großen Augen schienen die einer Jüdin zu sein und sie wurden noch mehr veredelt durch die prächtigen Wimpern. Sie flammerte ihre blendenden Hände in die Wachenbede des Bettes und sie schimmerten wie Lilien so weiß und funkelten von kostbaren Juwelen.

„Ihr seid nicht weit gekommen mit mir in einem solchen Staate, denke ich“, sagte Frau Christoph.

„Des Mannes blaue Augen schossen Flammen aus sie, aber er antwortete nicht.“

„Sie steht selbst fast noch wie ein Kind aus“, fuhr die Frau fort. „Ihr müßt wahrhaftig gewesen sein, in einer solchen Nacht eine Reise mit ihr zu unternehmen.“

„Ihr werdet gut thun, Euch nicht um Dinge zu kümmern, die Euch nichts angehen“, antwortete der Fremde barsch. — „Wo in's Himmels Namen finde ich einen Doktor?“

„Eine Stunde weiter im Städtchen, in einem weissen Hause, das ein Schild hat. Er wird es Euch wenig danken, wenn Ihr ihn vom Feuer und seinem häßlichen Weibe ruft in solch einer Nacht.“

Einige weitere hastige Fragen folgten, dann führte der Mann zu dem Wagen zurück, stieg auf den Hof und dem Kutscher, ergriß die Zügel mit eigener Säulen und jagte in halbsünderischer Eile davon nach dem Städtchen.

Es hatte eben auf den Kirchthürmen zehn Uhr geschlagen, und zehn Uhr auf dem beschriebenen Zeitmesser, der sich auf dem Haupte des Kamin-Gefirnis befand, als sich das Rollen von Rädern an der Thüre seines Hauses vernehmen ließ.

Wilde von der eifrigen Thätigkeit eines ganzen Tages nahm der junge Arzt eben seinen Thee aus den Händen eines goldhaarigen Engels, der er kein Weib nannte — das lieblichste kleine Geschöpf, das je die rauben Gewinde berührt. Da sießen sich von außen her einige Fußstritte vernehmen, dann erscholl plötzlich lautes und laut die Thüre glode durch das glückliche Haus.

„Wer kann das sein?“ sagte der goldhaarige Engel, die Theesäße niederlegend, während sich ein Schatten von Mißmuth auf seiner glänzenden Stirne zeigte.

„Niemand, der mich in Anspruch nehmen will, hoffe ich!“ feuchte der müde Doktor.

Wermals bestiges Klären.

Ein Dientmägen schlug durch die Halle, um den Glodenzug zu retten, und öffnete die Thüre.

„Wo ist der Doktor?“ fragte eine herrliche Stimme laut in gebieterischem Tone. „Eine Dame liegt schwer krank — eine Stunde von hier, in einer Fischerhütte!“

Der Voie trat in die Halle. Der Regen schlug hinter ihm herein. Er stand in seinem langen Mantel, mit dem in die Stirne gedrückten Hut und starrte in den Salon des Doktors, der sich eben öffnete und welcher durch Licht und Wärme so angenehm erschien. Er sah eine Wiege, die in einer Ecke stand und ein schlafendes Kind umfalte, welches das lieblichste Antlitz eines Eberwims hatte; er sah die lieblichste goldhaarige Frau am Theesäße und den er-müdeten jungen Doktor, der sich mit einem starken Seufzer von seinem Stuhle erhob — er sah dies Alles, und schien diese Dinge doch nicht zu bemerken.

„Eine Lady krank bei Christoph“, murmelte der Doktor mißmüthig, indem er sich seines Schlafrockes und der Pantoffeln entledigte. „Nicht ernst, hoffe ich?“

„Großer Himmel! Werken Sie nicht Zeit mit Fragen!“ brach der Mann in der Halle los; „aber kommen Sie! Ein Wagen wartet. Sie ist krank und ich fürchte, todkrank!“

Der Doktor arbeitete sich tauglich in seinen Rod und seine Stiefel. Während er dies that, schloß sein hüßliches kleines Fräulein plötzlich die Thüre, die aus dem Salon nach der Vorhalle führte und eilte dann atemlos zu ihrem Gatten.

„Philipp!“ flüsterte sie, und hing sich an seinen Arm und sah mit weitgeöffneten Augen in sein Gesicht, „geh nicht!“

„O mein Jüngster, geh nicht mit diesem Manne!“

„Nennen, warum Nennen, keine Frau!“ rief der Doktor, den dieses Verhalten in Staunen versetzte.

Aber sie hing sich fester an ihn und Thränen brachen aus ihren blauen Augen.

„Ich kann es nicht erklären“, schluchzte sie; „aber ich habe ein Gefühl, daß es Dir nichts Gutes bringen wird, Philipp. Ich weiß es ja; ja, ich weiß es, nach der Art stummer Geschöpfe, die eine Gefahr von Weitem erkennen. Geh nicht mit diesem Manne.“

Der Doktor sah sie völlig verwirrt an.

„Gott segne uns! Nennen, ich habe doch nie zuvor krankhafte Launen an Dir bemerkt“, lachte er, aber doch durch ihren Ernst ein wenig beunruhigt.

„Was ist über Dich gekommen, meine Liebe? Was kann ich thun, als mit ihm gehen? Es ist eine Deine eigene Geschöpf, die sich in Wäthen befindet. Phil, Du wirst doch nicht wollen, daß ich den Gefühlslos spiele, auch nicht in einer solchen Nacht? Eine vornehme Dame in einer Fischerhütte in dieser Roth — sehr seltsam, das ist gewiß! Da! Sied mit den Thee heiß, bis ich zurückkomme, und warte auf mich. Da ist ein Ruch — ich werde nicht lange ausbleiben.“

Er neigte sich, um sie zu umarmen, denn der junge Doktor war seinem

Weibchen außerordentlich zugehan. Mit bleichem Antlitz umschlang sie seinen Hals.

„Geh nicht, geh nicht“, wiederholte sie. „Es wird Dir davon irgend Etwas Unangenehmes kommen, Philipp!“

„Großer Himmel! Kommt Ihr denn noch nicht?“ rief eine mächtige Stimme aus der Halle.

„Da! Da! In der That, ich muß, Nennen!“ entgegnete der Doktor und entfernte zülich ihre sanften Arme. „Unfium! Du bist ein wenig erregt diese Nacht, das ist Alles. Welches Ungeheuer könnte mir kommen? Nichts Schlimmeres, als ein Schnupfen. Ein Doktor ist, wie Du weißt, Jobermanns Diener und gehört Jedermann außer seinem Weibe.“

„Geh nicht!“ flüsterten ihre Lippen nochmals, aber er küßte sie schweigend, stürzte hinaus zu dem Manne in der Halle, sprang mit ihm in den Wagen und war schon auf dem Wege zum Meeresstrand.

Nennen stand wie eine Statue und horchte, bis das letzte Geräusch der rollenden Räder dahinschwand.

„Oh!“ murmelte sie, „ist es das, was die Leute ein Vorgefühl nennen? Kann in der That von einer solchen Kleinigkeit Böses kommen — Böses für Philipp und mich?“

Sie trat an die Wiege ihres schlafenden Kindes, auf welche der Doktor in der Hast seinen Schlafrock geworfen, nielte nieder und begrub ihr Gesicht in dem alten Kleidungsstücke und brach in einen heftigen Strom von Thränen aus.

Bald hatte der Wagen die Thüre von Frau Christophs Hause erreicht und hielt an. Als der Doktor über die Thüre-schwelle schritt, legte sein Begleiter eine Hand auf seine Schulter.

„Ich bitte Sie, keine Fragen zu stellen, welche die Patientin betreffen“, sagte er kalt. „Ich bitte Sie ferner, daß Sie ihr Ihrer Ehre versprechen, niemals zu einem lebenden Sterblichen etwas von dieser Sache zu erwähnen.“

„Geh!“ wenn Sie es verlangen“, antwortete der Doktor.

Er ging zu dem Bette vor, wo die Kranke lag. Frau Christoph stand zu Füßen des Bettes und putzte die Kerze. Ihr tiefabgeschüttelter Kopf war nun ein schwaches Licht durch die Stube — und das Gesicht des nächstlichen Gestes erschien bläulich und geisterhaft, als er dem Doktor folgte.

„Wird sie leben?“ fragte er, bleich bis in die Lippen.

„Wir müssen warten und sehen“, antwortete der Doktor ruhig. „Es sieht wie ein kritischer Fall aus.“

Der Fremde wendete sich plötzlich ab und ging hinaus. Die beiden Personen, die innen bei der Kranken wachten, Doktor Walter und Frau Christoph, blickten länger als eine Stunde allein und sie hörten ihn außen, in der Finsterniß und vor dem mit einer Gardine verhängten Fenster auf- und abgehen.

Als sich der regnerische Regen mit dem ersten Scheine der Dämmerung zu lichten begann, ertönte in der Wohnstube das Schreien eines neugeborenen Kindes.

Der erste Laut desselben brachte den Mann von Außen in die Stube. Er trat ein, durchnäht und wild. Bei dem Feuer sah Frau Christoph und hielt auf ihren Armen ein kleines Bündel, um welches eine wollene Decke geschlagen war. Er näherte sich ihr, blieb stehen und sah auf sie hinab.

„Herr“, sagte sie, „es ist ein schönes Mädchen und ganz Ihr Ebenbild; da, sehen Sie!“

Sie neigte das Kind etwas zurück, so daß sein Köpfchen sich nach rückwärts senkte, und ein kleiner Theil des Halses sichtbar wurde. Er blickte sich, um es anzusehen. Plötzlich rang sich ein Schrei oder vielmehr ein gellender Ausruf von seinen Lippen, denn an dem Halbe sah es eine Linie von hellem Scharlachroth, die sich von einem Öhre zum anderen hinzog, als ob mit einem Messer ein feiner Einschnitt gemacht worden sei, aus dem das Blut hervorbringe. Der Fremde griff rings um sich in die leere Luft und taumelte zurück an die Wand.

„Mein Gott“, gitterte es von seinen Lippen.

„Nun“, sagte die Frau, „es sieht seltsam aus; aber mit etwas Spigen oder Band kann man es verdecken.“

Er legte seine Hände vor seine flammenden Augen.

„Breitet mich von diesem Anblick!“ flammelte er. „Es ist verflucht! Verflucht sein Gesicht! Daß es mich niemals wiedersehen!“

Von einer plötzlichen Angst ergriffen, legte das Weib das schreiende Kind auf ein Canapee neben sich und warf ihre Schürze darüber.

Der nächste Gast taumelte, mit einem Gesichte, das dem eines Todten ähnelte, gegen das Bett, wo die Mutter lag. Diese befand sich in einem Zustande völliger Betäubung, ihr aufgelöstes, schimmerndes Haar ergoß sich in zerstreuten Strahlen über das Köpfchen — ihr wunderbares Antlitz glänzte dem Meffermerke eines Bildhauers in cartesianischer Marmor, um so mehr, da nur ein schwaches Kerzenlicht seinen Schein darauf fallen ließ. Sie war so jung, so wunderbar schön, daß ihr Antlitz das häßliche Herz hätte erweichen müssen, das je in der Brust eines Menschen schlug, aber der, welcher vor ihr stand und auf sie herabsah, zeigte in seinem Blick nur Entsetzen und Abschau. Er berührte einen Arm des Doktors.

„Ich frage noch einmal“, flammelte er, „wird sie leben.“

„Vor Sonnenaufgang kann ich für ihr Leben nicht bürgen“, erwiderte der Doktor.

Der Andere warf jetzt mit zitternder Hand ein Päckchen Banknoten auf das Bett.

„Nehmen Sie davon Ihr Honorar“, sagte er heifer, und den Rest lassen Sie diesem Weibe hier. Was auch geschehen mag, hier ist Geld genug und mehr als das.“

Jetzt schien Frau Christoph wieder Haffung zu gewinnen.

„Aber das Kind?“ sagte sie.

„Verflucht sei es!“ schrie er wild, und sein Gesicht abwendend, das er in den Mantel verbarg, wie in alter Zeit die Ausfähigen, und einen Blick nach dem kleinen Bündel auf dem Canapee werfend, verschwand er durch die Thüre.

Im nächsten Momente hörte das Fischereiwieb das Rollen von Wagenrädern. Sie lief zum Fenster. Siehe! dort Waagen, Pferde und Kutscher verschwand in den Morgennebel auf der einsamen Straße an der Küste.

„Der Schreck!“ rief sie atemlos hervor; „er ist fort und sie läßt er da stehen!“

2. Capitel.

Eine Woche verging und mit der schönen Fremden in Frau Christophs Hause geschah, was das bei ihrem Gesichte nicht selten ist, gerade das Gegenteil von dem, was man hätte erwarten dürfen; sie starb nicht, sondern genas. Einem Tages öffnete sie ihre großen, an die Schönen des Orientes erinnernden Augen und blickte in das scharf geschnittene Antlitz ihrer Wärterin, die, nach Wachsolderbranntwein reichend, bei dem Bette saß und mit einem Ausdruck unbefangenen Wohlsehens den Säugling auf ihren Armen hielt, der wie ein Brandmal das seltsame rothe Muttermal an seinem Halbe trug.

„Sagt mir“, rief die junge Mutter, indem sie sich auf ihren Knien erhob und ihr bleiches Gesicht dem Ausbruch einer plötzlichen Angst annahm, „wie — und wann ging er fort?“

„Er? — Wer?“ sagte das Fischereiwieb lüßig.

„Der Mann, welcher mich herbrachte — der mich hier meinem Schicksal überließ und mein Kind mit mir.“ Und sie weinte und rang die Hände.

„Er blieb gerade lang genug“, antwortete die Frau grimmig, „um einen raschen Witz auf den Balg zu werfen und ihn rundweg zu verfluchen, und dann ging er; und es ist mir seither immer gewesen, als hätte er dem Kinde damit ein Leids angethan.“

Ein Schrei kam von den Lippen der jungen Mutter.

„Er verfluchte es!“ rief sie. „O Himmel! Dann ist wirklich Alles verloren!“ Und mit dem Bilde einer Agerin nahm sie das weinende Kind und beschnügelte es halb mit ihren Händen, von Schlägen unterbrochenen Küßen.

„O mein theures, unschuldigtes Kind“, weinlagte sie. „Er tann Dich niemals so hassen, wie er mich haßt! Er hat auch mich verflucht und doch lebe ich — o Gott, ja, ich lebe und das wirst Du auch müssen! Wir müssen seine Früchte tragen, wie feinen Cash!“

Das Kind weinete mit einem schwachen Weinen das Köpfchen von ihren weiden Fingern ab. Diese geringe Bewegung war es, welche den Augen der Mutter zum ersten Male das verhängnisvolle Zeichen enthielt, das sich an dem dünnen, garten Halbe des Säuglings befand.

„Am Gotteswillen!“ freischte sie, „seht, was ist das!“

„Nun“, antwortete Frau Christoph, „das ist, was man ein Muttermal nennt, denke ich — es ist damit geboren und das läßt sich gewiß nicht weg-wischen, dafür stehe ich. Hauptmann Roland, wird der Mann sagte, daß sein Name sei, schien bei diesem Anbilde ganz schrecklich aufgeregt.“

Die Mutter sprach nichts, sie hielt nur das Kind auf Armeslänge von sich entfernt, und auf dem Bette sitzend, starrte sie mit weitgeöffneten Augen und blutleeren Lippen auf das blutrothe Mal, und es war, als ob dieser Anblick sie zu Stein verwandelt. Dann schienen ihre Glieder zu erstarren, und ohne Laut oder Schrei ließ sie das weinende Kind aus ihren Händen gleiten und fiel selber auf das Kissen zurück in einer todähnlichen, schweren Ohnmacht.

Es dauerte eine Weile, bis es der Fischerin gelang, die Ohnmächtige wieder zum Bewußtsein zurückzurufen.

„Und Doktor Walter ist fort“, murmelte sie für sich, und Niemand da, um nach ihm zu sehen, wenn er auch zu Hause wäre. Ein Mensch kann hier im Hause zweimal sterben, ohne daß draußen irgend Jemand eine Ahnung hat, wenn mein Mann und die Jungen zur See sind.“

Sie schlug unbarmerzig auf die Hände des bewußtlosen Mädchens, verbrannte jedern unter deren Nase, goß ihr puren Branntwein ein und hatte so alle Mittel zur Wiederbelebung, die sie konnte, erschöpft, als sie endlich sah, daß die junge Dame wieder ihre Augen für das Licht dieses irdischen Zimmer-thales öffnete.

„Geh fort!“ waren die ersten Worte, die sie sagte; „laß mich allein!“

Es war etwas in ihrem Gesichte, das die neugierige Zunge des Weibes zum Schweigen brachte und Gehorsam forderte. Es war nicht Schmerz, sondern etwas Schreckliches — ein düsterer, rachegieriger Blick, der in einem Momente die wunderbare Schönheit in eine Medusa umzuwandeln schien.

Frau Christoph zog sich aus der Wohnstube zurück, aber sie hielt außer an der Thüre Waage und durch eine Spalte sah sie nach Mutter und Kind, die sie bestimmem gelassen hatte.

Sie sah das Mädchen sich auf ihren Knien erheben und mit einer zitternden Hand nahm dieses von dem eigenen Halbe eine antike Medaille, an der sich verschiedene Abhängel befanden, und diese Medaille wandte sie um den Hals des Säuglings und verbergte so unter den

schimmernden Gliedern das fürchterliche Muttermal. Mit einer leidenschaftlichen Liebhaftung bedachte sie dann das lächelnde Kind an ihre Brust, und indem sie über dasselbe und über ihr eigenes Gesicht die Fäden ihres prächtigen Haars sich ergießen ließ, legte sie sich zurück und blieb schweigend und bewegungslos, wie eine Leiche.

Frau Christoph hielt sich für den Rest des Tages in der Küche auf und tröstete sich mit mächtigen Jügen aus einer schwarzen Flasche, die ihre einzige Gesellschaftin war.

Als die Nacht hereinbrach, begann das Meer zu brausen und das Wetter wurde schlecht. Das Weib, etwas gerührt und erregt, ging in die Wohnstube, um Krzen anzuzünden, und sie fand ihre Patientin auf dem Bette sitzend, von wo aus sie bestürzt durch das Fenster in die wachsende Finsterniß hinaus blickte.

„Was ist aus dem Doktor geworden?“ fragte sie plöthlich.

„Ich habe ihn seit mehreren Tagen nicht gesehen.“

„Er wurde in Gefächeln fortgerufen“, antwortete das Weib, „und er wird jetzt noch nicht zurückwartet. Brauchen Sie ihn?“

„Ich werde es Euch morgen fragen“, antwortete die Fremde nachlässig.

Die Bewohnerin des Teufelsfells sah sich seitwärts auf ihren Gah, wöhnerte sie die sprühenden Dachte anzugründen bemüht war.

„Ich habe noch nie einen Mann gesehen, der es werth gewesen wäre, daß eine Frau einetwegen trauer“, sagte sie in einer Art von trübender Wätsch.

„Es ist klar genug, daß Sie eine Dame sind und als solche erzogen wurden, und reich sind Sie gewiß obendrein. Ich nehme an, daß Sie wohl außer ihm noch viele Freunde haben.“

„Freunde!“ wiederholte das Mädchen; „nicht Einen! Nein, in der ganzen Welt nicht Einen!“

Die Fischerin schlief diese Nacht auf einer Bank an dem Küstenherde. In Folge der wiederholten Jüge aus der schwarzen Flasche war ihr Schlaf ungewöhnlich schwer und tief. Ungehört und traumlos schlief sie bis nach einmittler-nacht, um welche Zeit sie durch ein klägliches Kindesgeschrei erweckt ward.

Sie erhob sich von ihrem harten Lager und eilte in die Wohnstube. Eine Kerze aus dem Kammingesimbe war tief herabgebrannt, und bei ihrem letzten Flackern trat sie an das Bett und fand dieses leer, nur das mit der Wohlbedacht umhüllte Kind lag weinend auf Polstern. Die Mutter war fort.